

Ich möchte etwas ausführlicher von dieser Familie erzählen. Ihre Geschichte hat meine Sichtweise der Geschichte geprägt. Ich bin davon überzeugt, dass der individuelle Hintergrund immer auch die Perspektive eines Historikers beeinflusst. Das hören wissenschaftlich arbeitende Historiker, die den hohen Ansprüchen der intersubjektiven Überprüfbarkeit verpflichtet sind, nicht gern. Aber schaut, sagen wir, ein Nachkomme eines SS-Mannes nicht anders auf die NS-Geschichte als zum Beispiel der Verwandte eines verfolgten Juden? Das heißt nicht, dass beide nicht das Ziel einer möglichst objektiven Darstellung verfolgen könnten. Natürlich, es gibt geschichtswissenschaftliche Methoden und deren Gebrauch schaltet subjektive Faktoren weitgehend aus. Aber schon manche Frageansätze sind spezifisch biografisch geprägt. Und Wertungen ohnehin. In einem

berühmt gewordenen Briefwechsel zwischen den Historikern Martin Broszat und Saul Friedländer über die „Historisierung des Nationalsozialismus“¹ aus dem Jahr 1987 behauptete Broszat, Friedländer könne nicht objektiv über das „Dritte Reich“ schreiben, weil er Jude und befangen sei. Friedländer führte vor, in welchem Konstrukt sich Broszat hier bewegte: Wären deutsche Historiker nicht mindestens genauso befangen? Ja, es gibt eine herkunftsbedingte Befangenheit. Deshalb scheint es mir notwendig, etwas weiter auszuholen.

Es mag seltsam klingen in unserer individualistischen Zeit, aber es gelingt mir nicht anders: Meine Großeltern sind nur zusammen zu denken und zu beschreiben. Die vor einigen Jahren auf dem Dachboden meiner Mutter aufgetauchten Briefe der beiden aus den Jahren 1923 bis 1944 führen uns lebendig vor

Augen, wie sehr Rüdiger und „Ursel“ – so nannte er sie meistens – in den 22 Jahren, die sie miteinander hatten, aufeinander bezogen waren. Er wurde das, was er war, durch sie. Und sie wurde das, was sie war, durch ihn. Und trotzdem – oder vielleicht auch gerade deshalb – waren sie beide starke und eigenständige Persönlichkeiten, die sich nicht füreinander aufgaben, sondern miteinander wuchsen.²

Rüdiger Schleicher, 1895 als erster von vier Söhnen eines Obermedizinalrates in Stuttgart geboren, wuchs in einer bürgerlichen Welt auf. Er besuchte das „EbeLu“, das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium. Es galt als humanistische Kadenschmiede. Auch die Stauffenberg-Brüder, Eugen Gerstenmaier, Fritz Bauer oder später Vicco von Bülow, alias Loriot, gingen hier zur Schule. Schon früh spielte Musik in seinem Leben eine große Rolle. Rüdiger besaß ein absolutes Gehör und

er lernte offenbar mit Leichtigkeit Geige. Sehr bald erschloss sich ihm die kommunikative Seite der Musik. Als Mitspieler im Quartett oder auch im Orchester war er sehr beliebt. Offenbar konnte er sich besonders gut in die Mitspieler hineinfühlen, „mitschwingen“, sich zurücknehmen und damit das Gemeinsame voranbringen. Das Abitur war da fast nebensächlich.

Rüdiger hatte die einjährige Militärzeit fast abgeschlossen, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Wie so viele Angehörige seiner Generation zog er mit Begeisterung „ins Feld“. Gleich in seinem ersten Gefecht wurde er verwundet: Oberschenkeldurchschuss. Der Wundherd heilte nie aus, bis zu seinem Lebensende litt Rüdiger an plötzlich ausbrechenden septischen Fieberanfällen, immer wieder fesselten sie ihn, oft wochenlang, ans Bett. Es ist charakteristisch

für ihn, dass er trotz dieser schweren Behinderung später versuchte, bei der amtsärztlichen Einschätzung als Kriegsversehrter eine möglichst geringe Einstufung zu erlangen. Auf keinen Fall wollte er dem Staat mit einer hohen Kriegsversehrtenrente zur Last fallen.

Dem Staat dienen, einen Beitrag zum Wohl der Gemeinschaft leisten – das war für Rüdiger der selbstverständliche Sinn seines bürgerlichen Lebens. Es hatte wahrscheinlich auch mit dieser Haltung zu tun, dass er sich entschloss, Rechtswissenschaften zu studieren. Als Jurist meinte er, am ehesten einen Beitrag für das Gemeinwohl leisten zu können. Das Recht erst ermöglichte Gemeinschaft. Diese Einstellung war nun nicht mit einer nationalistischen oder konservativen Einstellung verbunden, wie man vielleicht annehmen könnte, wenn man die weit